

WARUM DIE KI-ZUKUNFT ANDERS KOMMT ALS VERSPROCHEN

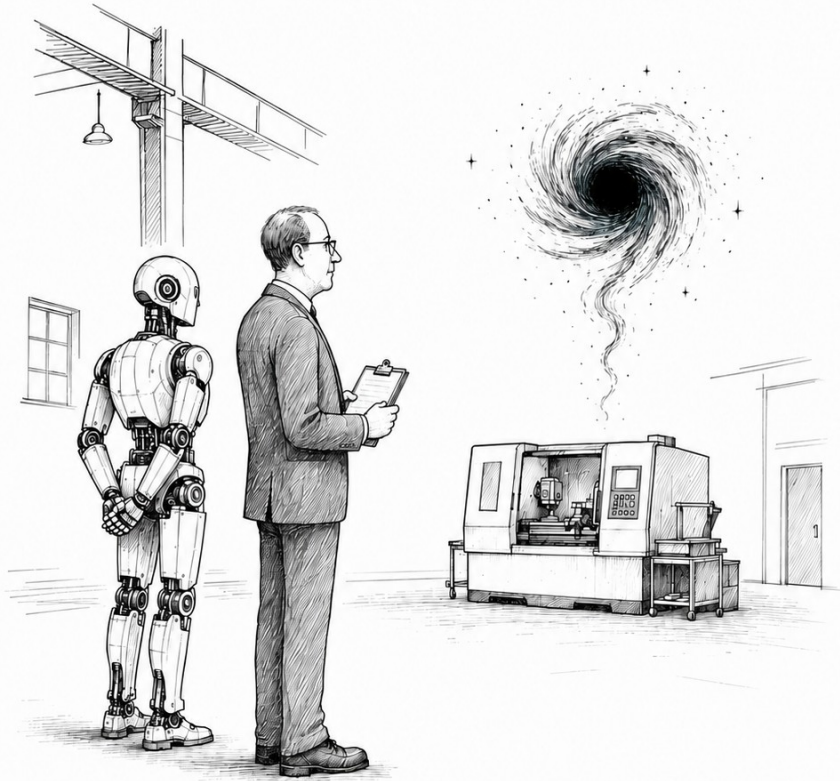
Was 70 Jahre Singularitätsdenken über den heutigen KI-Boom,
seine Versprechen und seine blinden Flecken lehren

Lothar K. Doerr

Institut für Produktionserhaltung e. V.

August 2026

THE SINGULARITY REACHES THE FACTORY



Almost. Procurement has one final question.

Warum die KI-Zukunft anders kommt als versprochen

Prolog

„Digitale Superintelligenz ist die Singularität. Sie zieht alles andere in sich hinein.“ Mit diesem Satz verdichtet Elon Musk eine Zukunftserzählung, die inzwischen weit über die Technik hinausreicht. Gemeint ist kein Schwarzes Loch im wörtlichen Sinn. Musk behauptet vielmehr, dass leistungsfähige KI Wirtschaft, Arbeit, Energieversorgung, Politik und militärische Macht so stark beeinflussen werde, dass andere Entwicklungen nur noch in ihrem Verhältnis zu ihr zu verstehen seien. Das ist eine bemerkenswerte Verschiebung. Musk, der lange vor den existenziellen Gefahren künstlicher Intelligenz warnte, spricht inzwischen vor allem über ihre produktive Kraft. Teslas „Master Plan Part IV“ nennt das Ziel „sustainable abundance“: Wachstum, Autonomie und Robotik sollen materielle Knappheiten zurückdrängen. Ob diese Verheißung trägt, ist offen. Ignorieren lässt sie sich schon deshalb nicht, weil Musk Unternehmen führt, die von genau dieser Zukunft profitieren würden.

Im Juni 2025 gab Sam Altman dieser Erwartung einen eigenen Namen. In seinem Essay „The Gentle Singularity“ schrieb der Vorstandsvorsitzende von OpenAI, die Singularität vollziehe sich schrittweise: Was gestern noch wie ein Wunder erscheine, werde morgen zur Selbstverständlichkeit. Musk und Altman sprechen damit nicht mehr darüber, ob KI Wirtschaft und Gesellschaft verändert, sondern über Tempo und Reichweite des Umbruchs. Über Jahrzehnte war die technologische Singularität ein Gedankenspiel von Mathematikern, Informatikern und Science-Fiction-Autoren. Heute beschäftigen sich mit derselben Frage Staats- und Regierungschefs, Zentralbanken, Verteidigungsministerien, Aufsichtsräte und Vorstandsetagen. Investitionen in Rechenzentren erreichen historische Größenordnungen, Staaten streiten über den Zugang zu Hochleistungschips, Energieversorger planen neue Kraftwerke für den steigenden Strombedarf künstlicher Intelligenz, und Unternehmen fragen sich, wie sie ihre Geschäftsmodelle an eine Welt anpassen sollen, in der Intelligenz selbst zum Produktionsfaktor wird.

Gerade darin liegt die eigentliche Besonderheit der gegenwärtigen Entwicklung. Die Diskussion dreht sich längst nicht mehr nur um bessere Sprachmodelle oder leistungsfähigere Algorithmen. Sie berührt Grundfragen unserer Wirtschaftsordnung: Was geschieht mit Arbeit, wenn Wissen jederzeit verfügbar ist? Was bedeutet Wettbewerb, wenn Forschung durch künstliche Intelligenz beschleunigt wird? Wie verändern sich Machtverhältnisse, wenn Rechenleistung und Energie zu strategischen Ressourcen werden? Und welche Rolle wird Europa in einer Welt spielen, deren technologische Infrastruktur zunehmend von wenigen globalen Konzernen geprägt wird?

Eine notwendige Unterscheidung

Der Text verwendet „Singularität“ als historische Deutung, nicht als bewiesenen technischen Zustand. Heutige Modelle sind weder als bewusst noch als allgemein intelligent nachgewiesen. Sie können sehr leistungsfähig und zugleich unzuverlässig sein. Für Unternehmen folgt daraus eine einfache Trennung: Über die Singularität darf man streiten; über messbare Produktivität, Sicherheit und Haftung muss man entscheiden.

Wer diese Fragen beantworten will, muss allerdings zunächst einen Schritt zurücktreten. Denn der Begriff der Singularität ist sehr viel älter als ChatGPT, GPT-5 oder autonome KI-Agenten. Er entstand in einer Zeit, als Computer ganze Räume füllten und künstliche Intelligenz kaum mehr war als eine theoretische Idee. Seine Wurzeln liegen nicht im Silicon Valley, sondern in den mathematischen Diskussionen der Nachkriegszeit. Dort begegnen wir einem Mann, dessen Name heute außerhalb der Wissenschaft nur noch selten fällt – obwohl ohne ihn weder moderne Computer noch die heutige Debatte über künstliche Intelligenz denkbar wären: John von Neumann.

Kapitel 1: Die Singularität ist älter als das Internet

Wie ein Mathematiker der fünfziger Jahre unsere Gegenwart vorwegnahm

John von Neumann starb am 8. Februar 1957 im Walter Reed Army Medical Center in Washington. Er war erst 53 Jahre alt. Der Mann, der die Architektur moderner Computer entscheidend geprägt, die Spieltheorie mitbegründet und am amerikanischen Atomprogramm mitgewirkt hatte, erlag einem Krebsleiden. Sein Tod bedeutete den Verlust eines der außergewöhnlichsten Wissenschaftler des 20. Jahrhunderts. Kaum jemand ahnte damals, dass eine Bemerkung aus seinen letzten Lebensjahren Jahrzehnte später zu den mestdiskutierten Gedanken der digitalen Revolution gehören würde. Von Neumann hinterließ keine Abhandlung mit dem Titel Die technologische Singularität. Er formulierte kein Manifest über künstliche Intelligenz und entwickelte keine Zukunftstheorie, wie sie heute häufig mit seinem Namen verbunden wird. Der Ursprung der Singularitätsdebatte ist wesentlich unscheinbarer – und gerade deshalb wissenschaftlich so interessant.

Ein Jahr nach seinem Tod veröffentlichte der polnisch-amerikanische Mathematiker Stanislaw Ulam einen Nachruf auf seinen langjährigen Freund. Darin erinnerte er sich an zahlreiche Gespräche, die beide in den letzten Jahren von Neumanns geführt hatten. Es seien Diskussionen gewesen, schrieb Ulam, über den „immer schneller werdenden technologischen Fortschritt und die Veränderungen der menschlichen Lebensweise“, die den Eindruck vermittelten, die Menschheit nähere sich „einer wesentlichen Singularität ihrer Geschichte, jenseits derer die menschlichen

Angelegenheiten, wie wir sie kennen, nicht fortbestehen könnten“. Es ist einer jener Sätze, die in der Wissenschaftsgeschichte ein erstaunliches Eigenleben entwickelt haben. Tausendfach zitiert, unzählige Male interpretiert und nicht selten missverstanden. Denn streng genommen wissen wir bis heute nicht, welche Worte John von Neumann tatsächlich verwendet hat. Überliefert ist allein Ulams Erinnerung an gemeinsame Gespräche. Historiker weisen deshalb zu Recht darauf hin, dass der Begriff der Singularität nicht in einem wissenschaftlichen Aufsatz von Neumann auftaucht, sondern in der rückblickenden Schilderung eines engen Weggefährten. Dennoch markiert diese Passage den Ausgangspunkt einer Denkbewegung, die später Generationen von Informatikern, Ökonomen und Zukunftsforschern beschäftigen sollte.

Gerade diese Unsicherheit macht die Episode so bemerkenswert. Die Geschichte der Wissenschaft ist voller großer Entdeckungen, die sich auf ein Experiment, eine Formel oder eine Veröffentlichung zurückführen lassen. Die Geschichte der Singularität beginnt dagegen mit einer Erinnerung – und mit einer Frage. Was meinte John von Neumann, wenn er von einer Entwicklung sprach, nach der die menschlichen Angelegenheiten nicht mehr in der bisherigen Form fortbestehen könnten? Die Antwort liegt nicht in der künstlichen Intelligenz. Sie liegt in von Neumanns Verständnis von Fortschritt.

Wer seine wissenschaftliche Laufbahn betrachtet, erkennt schnell ein Muster. Kaum ein anderer Forscher bewegte sich mit vergleichbarer Leichtigkeit zwischen so unterschiedlichen Disziplinen. Als Mathematiker arbeitete er an den Grundlagen der Mengenlehre, als Physiker an der Quantenmechanik, als Ökonom entwickelte er gemeinsam mit Oskar Morgenstern die moderne Spieltheorie. Während des Zweiten Weltkriegs gehörte er zu den Wissenschaftlern des Manhattan-Projekts, später entwarf er mit der nach ihm benannten Rechnerarchitektur die Grundstruktur nahezu aller modernen Computer.

Diese Vielfalt war kein Zufall. Von Neumann dachte nicht in einzelnen Fachgebieten. Er verstand Wissenschaft als zusammenhängendes System, in dem Erkenntnisse aus einem Bereich Entwicklungen in vielen anderen Bereichen auslösen konnten. Für ihn war Fortschritt niemals linear. Neue Werkzeuge führten zu neuen Erkenntnissen, neue Erkenntnisse wiederum zu besseren Werkzeugen. Jede Innovation erhöhte die Wahrscheinlichkeit der nächsten.

Heute würden wir von einem positiven Rückkopplungseffekt sprechen. Damals war diese Sichtweise alles andere als selbstverständlich. Die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts hatte gezeigt, wie tiefgreifend einzelne technische Erfindungen Gesellschaften verändern konnten. Elektrizität revolutionierte die Industrie. Das Automobil veränderte Mobilität und Städtebau. Flugzeuge

schrumpften Entfernungen. Radio und Fernsehen schufen völlig neue Formen öffentlicher Kommunikation. Doch all diese Innovationen folgten letztlich demselben Muster: Eine Erfindung löste die nächste ab. Von Neumann glaubte, dass sich dieses Muster veränderte. Er beobachtete, dass wissenschaftliche Disziplinen zunehmend miteinander verschmolzen. Mathematik beschleunigte die Physik. Physik ermöglichte leistungsfähigere Computer. Computer eröffneten neue Möglichkeiten mathematischer Forschung. Fortschritt begann, sich selbst zu verstärken. Nicht mehr einzelne Erfindungen bestimmten das Tempo des Wandels, sondern das Zusammenspiel vieler Technologien.

Heute erscheint uns dieser Gedanke fast selbstverständlich. Tatsächlich bildet er das Fundament der digitalen Welt. Halbleiter ermöglichen leistungsfähigere Prozessoren. Leistungsfähigere Prozessoren beschleunigen die Entwicklung neuer Software. Diese Software hilft wiederum dabei, bessere Chips zu entwerfen. Jede Generation schafft die Voraussetzungen für ihre eigene Nachfolgerin. Genau hier liegt der eigentliche Kern der Singularitätsidee. Nicht die Vorstellung einer denkenden Maschine. Nicht die Vision einer künstlichen Superintelligenz. Sondern die Einsicht, dass technischer Fortschritt irgendwann eine Eigendynamik entwickeln könnte, die sich mit den Erfahrungen vergangener Generationen nicht mehr erklären lässt.

Als Stanislaw Ulam den Begriff der „wesentlichen Singularität“ verwendete, sprach deshalb niemand über Chatbots, humanoide Roboter oder autonome KI-Agenten. Die erste integrierte Schaltung war noch nicht erfunden, das Internet existierte nicht einmal als militärisches Forschungsprojekt, und der Ausdruck Artificial Intelligence war erst wenige Jahre zuvor auf der Dartmouth-Konferenz geprägt worden. Was von Neumann beschäftigte, war keine Maschine. Es war die Geschwindigkeit des Wandels selbst.

Damit unterschied sich sein Denken grundlegend von vielen späteren Visionen. Die Singularität war ursprünglich keine Theorie über Computer. Sie war eine Theorie über die Dynamik menschlicher Zivilisation. Gerade deshalb wirkt sie heute aktueller denn je. Denn erstmals in der Geschichte erleben wir eine Technologie, die nicht nur neue Produkte hervorbringt, sondern die Entwicklung weiterer Technologien selbst beschleunigt. Große Sprachmodelle unterstützen bereits heute Wissenschaftler bei der Analyse von Daten, Ingenieure beim Entwurf neuer Werkstoffe und Programmierer beim Schreiben von Software. Intelligenz wird damit selbst zu einem Werkzeug, das neue Intelligenz hervorbringt. An diesem Punkt schließt sich der Kreis zu John von Neumann. Seine Überlegung war nie die Vorhersage einer konkreten Maschine. Sie war die Beschreibung eines Mechanismus. Und Mechanismen altern sehr viel langsamer als Technologien.

Doch eine entscheidende Frage blieb offen. Was geschieht, wenn nicht nur der technische Fortschritt exponentiell wird, sondern die Intelligenz selbst? Diese Frage stellte wenige Jahre später ein britischer Mathematiker, der während des Zweiten Weltkriegs gemeinsam mit Alan Turing deutsche Funksprüche entschlüsselt hatte. Sein Name war Irving John Good. Mit einem nur wenige Seiten langen Aufsatz sollte er die Idee der Singularität für immer verändern.

Kapitel 2: Die Maschine, die sich selbst verbessert

Warum ein fast vergessener Aufsatz bis heute nachwirkt

Als der Zweite Weltkrieg endete, kehrten viele Wissenschaftler an Universitäten zurück. Sie veröffentlichten ihre Forschungsergebnisse, übernahmen Lehrstühle oder wechselten in die Industrie. Nur wenige hatten erlebt, welche Macht Mathematik entfalten konnte, wenn sie auf Maschinen traf. Irving John Good gehörte zu ihnen. Der 1916 in London als Isadore Jacob Gudak geborene Mathematiker war kein Mann der großen Öffentlichkeit. Zeit seines Lebens mied er das Rampenlicht und veröffentlichte lieber wissenschaftliche Aufsätze, als Interviews zu geben. Dennoch gehörte er zu jener außergewöhnlichen Generation britischer Mathematiker, deren Arbeit den Verlauf des Zweiten Weltkriegs entscheidend beeinflusste. Seine wichtigste Wirkungsstätte war Bletchley Park, ein unscheinbares Landgut nordwestlich von London. Hinter seinen Mauern entstand eine der größten Geheimoperationen der Militärgeschichte. Tausende Mathematiker, Linguisten, Ingenieure und Schachspieler arbeiteten dort daran, die verschlüsselten Funksprüche der deutschen Wehrmacht zu entschlüsseln. Jahrzehntlang durfte niemand über diese Arbeit sprechen. Erst in den 1970er-Jahren wurde das wahre Ausmaß der Operation bekannt.

Zu den bekanntesten Köpfen von Bletchley Park zählt heute Alan Turing. Sein Name steht wie kaum ein anderer für den Beginn des Computerzeitalters. Weniger bekannt ist, dass Turing von einer ganzen Gruppe außergewöhnlicher Mathematiker umgeben war, die seine Ideen weiterentwickelten und in die Praxis überführten. Einer von ihnen war Irving John Good. Good beschäftigte sich nicht nur mit Kryptographie. Ihn faszinierte die Frage, wie Maschinen komplexe Entscheidungen treffen könnten. Während des Krieges hatte er erlebt, dass sich mathematische Verfahren mit jeder Verbesserung der Rechentechnik schneller anwenden ließen. Rechenleistung war kein statischer Faktor mehr. Sie entwickelte sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit weiter.

Diese Erfahrung prägte sein späteres Denken. Nach dem Krieg arbeitete Good zunächst weiter für die britische Regierung, später wechselte er in die Vereinigten Staaten und lehrte an der Virginia Tech. Dort veröffentlichte er 1965 einen nur wenige Seiten langen Aufsatz mit einem unscheinbaren Titel: „Speculations Concerning the First Ultraintelligent Machine“. Heute gilt dieser

Text als eines der einflussreichsten Dokumente der KI-Geschichte. Damals nahm ihn kaum jemand zur Kenntnis. Good beginnt seinen Aufsatz mit einer Definition, die bis heute nichts von ihrer Sprengkraft verloren hat. Eine ultraintelligente Maschine, schreibt er, sei eine Maschine, die alle intellektuellen Tätigkeiten eines Menschen übertreffen könne – selbst die Tätigkeit, bessere Maschinen zu entwickeln. Daraus leitete er einen Gedanken ab, der die Diskussion über künstliche Intelligenz bis heute prägt.

Wenn eine Maschine intelligenter ist als ihre Entwickler, könnte sie auch bessere Versionen ihrer selbst entwerfen. Diese verbesserten Maschinen wären wiederum in der Lage, noch leistungsfähigere Nachfolger zu entwickeln. Intelligenz würde sich damit nicht mehr Schritt für Schritt, sondern in einer sich selbst verstärkenden Rückkopplung entwickeln. Good formulierte diesen Gedanken mit einer Klarheit, die auch sechzig Jahre später beeindruckt: „The first ultraintelligent machine is the last invention that man need ever make.“ Es ist einer der meistzitierten Sätze der Geschichte der künstlichen Intelligenz – und zugleich einer der am häufigsten missverstandenen. Good behauptete keineswegs, dass der Mensch nach der Erfindung einer solchen Maschine überflüssig werde. Er schrieb auch nicht, dass eine Superintelligenz zwangsläufig die Kontrolle übernehmen müsse. Seine Aussage war nüchterner und zugleich tiefgreifender: Sobald eine Maschine in der Lage ist, ihre eigene Intelligenz systematisch zu verbessern, verändert sich die Dynamik technologischen Fortschritts grundlegend. Der Mensch verliert nicht notwendigerweise die Kontrolle – wohl aber sein Monopol auf die Weiterentwicklung von Intelligenz.

Hier liegt der eigentliche Unterschied zu John von Neumann. Von Neumann hatte beschrieben, dass technischer Fortschritt immer schneller werden könnte. Good stellte eine wesentlich radikalere Frage: Was geschieht, wenn der Beschleuniger dieses Fortschritts selbst intelligent wird? Mit diesem Gedankenschritt veränderte sich die Singularitätsidee grundlegend. Aus einer allgemeinen Theorie exponentieller Entwicklung wurde erstmals eine Theorie exponentieller Intelligenz. Nicht Maschinen standen im Mittelpunkt, sondern ein Mechanismus, der sich selbst antreibt. Fortschritt würde nicht länger allein durch menschliche Erfindungskraft entstehen. Er könnte von Systemen ausgehen, die ihre eigenen Fähigkeiten kontinuierlich erweitern. 1965 klang diese Vorstellung fast absurd. Computer belegten ganze Räume, verfügten über weniger Rechenleistung als ein heutiges Smartphone und waren auf eng definierte Aufgaben beschränkt. Von Sprachmodellen, Robotern oder autonomen Agenten konnte keine Rede sein. Gerade deshalb wirkt Goods Aufsatz heute so erstaunlich. Er beschrieb keinen konkreten Computer. Er beschrieb ein Prinzip.

Viele Jahrzehnte blieb dieses Prinzip reine Theorie. Informatiker diskutierten darüber, Philosophen stritten über seine Plausibilität, und Science-Fiction-

Autoren machten daraus spektakuläre Geschichten. In den Vorstandsetagen großer Unternehmen spielte der Aufsatz dagegen keine Rolle. Auch Regierungen sahen keinen Anlass, ihre Industriepolitik an einem Gedankenexperiment auszurichten. Das änderte sich erst, als die Rechenleistung exponentiell zunahm, riesige Datenmengen verfügbar wurden und neuronale Netze begannen, Fähigkeiten zu entwickeln, die lange Zeit als ausschließlich menschlich galten. Plötzlich wirkte Goods Theorie nicht mehr wie eine intellektuelle Spielerei aus den sechziger Jahren, sondern wie eine Beschreibung der Gegenwart.

Doch bevor sich diese Idee ihren Weg aus den wissenschaftlichen Fachzeitschriften in die Chefetagen der Technologieunternehmen bahnen konnte, brauchte sie einen neuen Fürsprecher. Keinen Mathematiker mehr, sondern einen Informatiker, der zugleich Schriftsteller war und eine ungewöhnliche Fähigkeit besaß, wissenschaftliche Entwicklungen Jahrzehnte im Voraus zu denken. Sein Name war Vernor Vinge.

Kapitel 3: Der Moment, an dem die Zukunft verschwand

Wie ein Informatiker die Grenzen menschlicher Vorhersagen erkannte

Im Frühjahr 1993 versammelten sich Wissenschaftler und Ingenieure zu einem Symposium der amerikanischen Raumfahrtbehörde NASA. Das Thema lautete unspektakulär: Vision-21. Die Veranstaltung sollte langfristige technologische Entwicklungen beleuchten – ein Blick in eine Zukunft, die damals noch weit entfernt schien. Das Internet steckte in den Kinderschuhen. Google war noch nicht gegründet, Amazon verkaufte keine Bücher, und das World Wide Web bestand aus wenigen tausend Seiten. Künstliche Intelligenz galt vielen Informatikern als interessantes Forschungsgebiet, aber kaum jemand erwartete in naher Zukunft einen Durchbruch. Unter den Referenten befand sich ein Professor der San Diego State University, der außerhalb der Informatik vor allem als Science-Fiction-Autor bekannt war: Vernor Vinge. Sein Vortrag trug einen Titel, der zunächst wenig Aufsehen erregte: The Coming Technological Singularity. Erst Jahre später sollte sich zeigen, dass dieser Text zu den einflussreichsten Essays der digitalen Moderne gehörte.

Vinge griff einen Gedanken auf, der bereits bei John von Neumann und Irving John Good angelegt war, führte ihn jedoch konsequent zu Ende. Er fragte nicht mehr, ob Maschinen intelligenter werden könnten als Menschen. Ihn interessierte eine andere Frage: Was bedeutet ein solcher Moment für unsere Fähigkeit, die Zukunft überhaupt noch vorherzusagen? Seine Antwort war ebenso einfach wie verstörend. Die Menschheit, so argumentierte Vinge, habe ihre Geschichte stets aus der Perspektive ihrer eigenen geistigen Fähigkeiten

betrachtet. Jede Prognose über Wirtschaft, Politik oder Technik beruhe letztlich auf einer stillschweigenden Annahme: Der Mensch bleibe das intelligenteste Wesen, das diese Zukunft gestaltet. Fiele diese Annahme weg, verlören auch unsere Prognosen ihre Grundlage.

Um diesen Gedanken zu verdeutlichen, griff Vinge auf einen Vergleich zurück, der bis heute zu den eindrucksvollsten Bildern der Singularitätsdebatte gehört. Niemand könne einem Goldfisch erklären, wie eine Universität funktioniere. Nicht, weil der Goldfisch zu wenig Informationen besitze, sondern weil ihm die geistigen Voraussetzungen fehlten, die Zusammenhänge überhaupt zu erfassen. Zwischen Mensch und Goldfisch liege eine unüberbrückbare kognitive Distanz. Vinge stellte nun die unbequeme Frage, ob sich Menschen eines Tages in einer ähnlichen Situation befinden könnten. Was geschieht, wenn Maschinen nicht nur schneller rechnen, sondern wissenschaftliche Probleme besser lösen, neue Technologien eigenständig entwickeln und wirtschaftliche Zusammenhänge präziser analysieren als ihre menschlichen Entwickler? Würden wir dann überhaupt noch verstehen, warum bestimmte Entscheidungen getroffen werden? Oder stünden wir einer Form von Intelligenz gegenüber, deren Denkprozesse sich unserem Verständnis ebenso entziehen wie dem Goldfisch die Welt der Universität?

Hier verändert sich die Bedeutung des Begriffs Singularität erneut. Bei John von Neumann war sie Ausdruck einer beschleunigten Geschichte. Bei Irving John Good wurde sie zur Explosion der Intelligenz. Bei Vernor Vinge wird sie zur Grenze menschlicher Vorhersagbarkeit. Das ist mehr als eine begriffliche Verschiebung. Es ist ein Perspektivwechsel. Bis dahin hatte die Diskussion vor allem gefragt, welche Fähigkeiten Maschinen entwickeln könnten. Vinge lenkte den Blick auf die andere Seite der Gleichung: auf die Grenzen des Menschen. Vielleicht, so seine Überlegung, sei die entscheidende Veränderung gar nicht, dass Maschinen intelligenter werden. Vielleicht bestehe sie darin, dass unsere eigenen Modelle der Zukunft ihre Gültigkeit verlieren.

Diese Idee erklärt auch den Begriff Singularität, den Vinge bewusst aus der Physik entlehnte. In der Astrophysik bezeichnet eine Singularität einen Punkt, an dem die bekannten Gesetze ihre Aussagekraft verlieren. Im Zentrum eines Schwarzen Lochs versagen die klassischen Modelle von Raum und Zeit. Man weiß, dass etwas geschieht, kann es mit den bisherigen Theorien jedoch nicht mehr vollständig beschreiben. Vinge übertrug dieses Bild auf die Geschichte der Menschheit. Die technologische Singularität sei jener Punkt, an dem unsere bisherigen Vorstellungen von Wirtschaft, Wissenschaft und Gesellschaft ihre Prognosefähigkeit verlieren. Nicht weil die Zukunft endet, sondern weil sie sich mit den Denkwerkzeugen der Vergangenheit nicht mehr zuverlässig beschreiben lässt.

Bemerkenswert ist, wie vorsichtig Vinge seine Thesen formulierte. Er präsentierte keine Gewissheiten und keine Zeitpläne. Er sprach von Möglichkeiten, nicht von unausweichlichen Entwicklungen. Gleichzeitig wagte er eine Prognose, die damals kühn erschien: Innerhalb von dreißig Jahren, schrieb er, könnten die technologischen Voraussetzungen für eine übermenschliche Intelligenz geschaffen werden. Dreißig Jahre später, im Jahr 2023, erschienen die ersten großen Sprachmodelle einer breiten Öffentlichkeit nicht mehr als akademische Experimente, sondern als Werkzeuge für Millionen von Menschen. Sie schrieben Texte, entwickelten Software, analysierten medizinische Daten, halfen bei wissenschaftlichen Fragestellungen und bestanden Prüfungen, die ursprünglich für Menschen konzipiert worden waren. Auch wenn diese Systeme noch weit von einer allgemeinen künstlichen Intelligenz entfernt waren, stellte sich plötzlich eine Frage, die zuvor fast ausschließlich in Fachkreisen diskutiert worden war: Hatte Vinge den Beginn einer Entwicklung beschrieben, die nun tatsächlich sichtbar wurde?

Genau an dieser Stelle beginnt die Debatte, die bis heute anhält. Für die einen markiert der Erfolg großer Sprachmodelle den ersten Schritt auf dem Weg zur Singularität. Für die anderen handelt es sich um beeindruckende, aber letztlich spezialisierte Werkzeuge, deren Fähigkeiten häufig überschätzt werden. Zwischen diesen Positionen verläuft heute eine der wichtigsten wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Auseinandersetzungen unserer Zeit. Eines jedoch lässt sich bereits jetzt feststellen: Mit Vernor Vinge verließ die Singularität endgültig den Kreis mathematischer Gedankenspiele. Aus einer theoretischen Überlegung wurde eine strategische Frage. Sie beschäftigte nicht mehr nur Informatiker, sondern Investoren, Unternehmenslenker und Regierungen. Denn wenn die Zukunft tatsächlich schwerer vorhersehbar wird, verändert das nicht nur die Wissenschaft. Es verändert die Art und Weise, wie Unternehmen investieren, Staaten ihre Sicherheit organisieren und Gesellschaften ihre Zukunft planen.

Und genau an diesem Punkt endet die Geschichte der Idee – und beginnt die Geschichte ihrer Umsetzung. Die Frage lautete nun nicht mehr, ob eine solche Entwicklung möglich wäre. Sondern: Welche technischen Durchbrüche mussten eintreten, damit aus einer Theorie plötzlich wirtschaftliche Realität werden konnte?

Kapitel 4: Die Maschinen lernen sprechen

Wie aus einer wissenschaftlichen Idee die wichtigste Technologie des 21. Jahrhunderts wurde

Am 12. Juni 2017 veröffentlichte ein achtköpfiges Forschungsteam den Aufsatz „Attention Is All You Need“. Außerhalb der kleinen Gemeinschaft von KI-Forschern nahm davon kaum jemand Notiz. Keine Pressekonferenz, keine

Produktvorstellung, keine Fernsehkameras. Acht Wissenschaftler beschrieben darin eine neue Architektur für neuronale Netze, die Sprachverarbeitung schneller, präziser und effizienter machen sollte. Aus heutiger Sicht gehört dieser Aufsatz zu den folgenreichsten wissenschaftlichen Veröffentlichungen des digitalen Zeitalters. Die Geschichte technologischer Revolutionen beginnt erstaunlich selten mit einem Paukenschlag. James Watt präsentierte seine Dampfmaschine nicht als Beginn der Industrialisierung. Tim Berners-Lee verstand das World Wide Web zunächst als Werkzeug für Physiker. Auch Johannes Gutenberg konnte kaum ahnen, dass seine Druckerpresse nicht nur Bücher, sondern die europäische Geistesgeschichte verändern würde. Erst im Rückblick wird sichtbar, dass manche Erfindungen weit über ihren ursprünglichen Zweck hinausreichen.

Der Transformer gehört in diese Reihe. Frühere Architekturen verarbeiteten Sequenzen überwiegend Schritt für Schritt; lange Abhängigkeiten waren rechnerisch schwer zu handhaben. Der Transformer ersetzte diese Abfolge durch Selbstaufmerksamkeit: Das Modell gewichtet Beziehungen zwischen den Elementen einer Eingabe parallel. Das war zunächst ein Fortschritt für maschinelle Übersetzung, erwies sich aber vor allem als außerordentlich gut skalierbar. Der Mechanismus erkennt dabei keine „Bedeutung“ im menschlichen Sinn. Er berechnet statistische Beziehungen – mit Ergebnissen, die in vielen Anwendungen dennoch erstaunlich leistungsfähig sind. Für den Laien klingt das nach einer technischen Feinheit. Tatsächlich war es ein Paradigmenwechsel. Zum ersten Mal entstand eine Architektur, die sich nahezu beliebig skalieren ließ. Mehr Daten, mehr Rechenleistung und größere Modelle führten nicht nur zu längeren Trainingszeiten, sondern zu qualitativ neuen Fähigkeiten. Die Systeme wurden nicht einfach schneller. Sie begannen, Zusammenhänge zu erkennen, Texte zu formulieren, Programmiersprachen zu beherrschen und logische Schlussfolgerungen zu ziehen.

Genau hier beginnt die eigentliche Geschichte der modernen künstlichen Intelligenz. Denn bis dahin herrschte in der Informatik eine weit verbreitete Annahme: Intelligenz müsse durch immer raffiniertere Algorithmen entstehen. Fortschritte würden vor allem aus neuen mathematischen Ideen hervorgehen. Der Transformer stellte diese Sichtweise auf den Kopf. Plötzlich zeigte sich, dass Größe selbst ein entscheidender Faktor war. Wurden Modelle mit genügend Daten trainiert und standen ausreichend Rechenkapazitäten zur Verfügung, entwickelten sie Fähigkeiten, die niemand ausdrücklich programmiert hatte. Die amerikanischen KI-Forscher sprechen von Emergent Abilities – emergenten Fähigkeiten. Der Begriff stammt ursprünglich aus der Physik und beschreibt Eigenschaften eines Systems, die sich nicht unmittelbar aus seinen Einzelteilen ableiten lassen. Wasser besteht aus Wasserstoff und Sauerstoff. Keine dieser beiden Substanzen besitzt für sich genommen die

Eigenschaft, Brände zu löschen. Erst ihre Verbindung erzeugt etwas grundlegend Neues.

Ähnlich verhält es sich bei großen Sprachmodellen. ChatGPT enthält keine Datenbank fertiger Antworten. Das Modell erzeugt Ausgaben aus statistisch gelernten Mustern und kann dadurch Aufgaben bearbeiten, für die keine einzelne Regel programmiert wurde. Manche Fähigkeiten werden mit wachsender Modellgröße deutlich besser; ob sie tatsächlich sprunghaft „emergieren“ oder durch Messmethoden nur so erscheinen, ist wissenschaftlich umstritten. Ein Beleg für Bewusstsein ist das nicht. Belegt ist lediglich, dass sich bestimmte kognitive Leistungen durch mehr Rechenleistung, Daten, Training und bessere Verfahren erheblich steigern lassen.

Damit kehrte ein Gedanke zurück, den John von Neumann bereits Jahrzehnte zuvor formuliert hatte. Fortschritt beschleunigt Fortschritt. Doch diesmal ging es nicht mehr um Dampfmaschinen, Halbleiter oder Computer. Es ging um Intelligenz selbst. Diese Erkenntnis löste einen Wettlauf aus, dessen Dimensionen bis heute unterschätzt werden. Innerhalb weniger Jahre investierten die großen Technologiekonzerne Hunderte Milliarden Dollar in Rechenzentren, Hochleistungschips und Energieinfrastruktur. Der Wettbewerb verlagerte sich von der Software zur industriellen Basis der künstlichen Intelligenz. Wer die leistungsfähigsten Modelle entwickeln wollte, benötigte nicht nur die besten Informatiker, sondern Zugang zu Grafikprozessoren, Glasfasernetzen, Kühltechnik und gewaltigen Mengen elektrischer Energie.

Spätestens an diesem Punkt wurde deutlich, dass künstliche Intelligenz keine gewöhnliche Softwareinnovation mehr war. Sie entwickelte sich zu einer der größten industriellen Infrastrukturinvestitionen seit dem Aufbau des Internets. Damit verändert sich auch die Perspektive dieses Dossiers. Wer künstliche Intelligenz ausschließlich als Software betrachtet, versteht nur einen Teil der Geschichte. Die eigentliche Revolution findet in Rechenzentren statt, in Chipfabriken, an den Stromnetzen und in den Lieferketten einer globalen Industrie, deren Größe und Energiebedarf bereits industriepolitische Folgen haben.

Doch eine Frage blieb weiterhin unbeantwortet. Selbst wenn Maschinen immer leistungsfähiger werden – reicht das bereits aus, um von einer technologischen Singularität zu sprechen? Genau diese Frage stellte im Sommer 2025 ein Mann, der wie kaum ein anderer den Aufstieg dieser Technologie geprägt hat. Sein Name war Sam Altman.

Kapitel 5: Hat die Singularität begonnen?

Sam Altmans gewagteste Behauptung

Es gibt Sätze, die verändern den Blick auf eine Epoche. Nicht weil sie eine neue Realität schaffen, sondern weil sie einer bereits begonnenen Entwicklung einen Namen geben. Im Juni 2025 veröffentlichte Sam Altman den Essay „The Gentle Singularity“. Darin beschrieb er keinen plötzlichen Sprung zu einer allwissenden Maschine, sondern eine Folge kleinerer Verschiebungen: Außergewöhnliche Fähigkeiten werden alltäglich und kurz darauf zur Mindestanforderung. Die Reaktionen waren erwartbar. Bewunderer lasen darin die nüchterne Diagnose eines Branchenkenners, Kritiker eine Erzählung, die hohe Investitionen und noch höhere Bewertungen rechtfertigen soll. Beides greift zu kurz.

Wer verstehen will, warum dieser Satz eine solche Resonanz auslöste, muss zunächst betrachten, wer ihn ausgesprochen hat. Sam Altman ist nicht nur Vorstandsvorsitzender von OpenAI. Er gehört zu den wenigen Menschen, die gleichzeitig Einblick in den aktuellen Stand der leistungsfähigsten Sprachmodelle, in die langfristigen Forschungsprogramme des Unternehmens und in die strategischen Investitionsentscheidungen der gesamten Branche besitzen. Wenn jemand wie Altman von der Singularität spricht, dann äußert sich nicht nur ein Unternehmer. Es spricht einer der Architekten jener Technologie, über die er urteilt.

Bemerkenswert ist zunächst, was Altman nicht gesagt hat. Er behauptete nicht, künstliche Intelligenz habe den Menschen bereits in jeder Hinsicht übertroffen. Er sprach weder von Bewusstsein noch von einer außer Kontrolle geratenen Superintelligenz. Auch von einer unmittelbar bevorstehenden Ablösung des Menschen war keine Rede. All diese Deutungen wurden erst nachträglich in seine Worte hineingelesen. Altman verwendete den Begriff der Singularität vielmehr in einem historischen Sinn. Seine These lautet, vereinfacht gesagt: Wir haben einen Punkt erreicht, an dem künstliche Intelligenz beginnt, nahezu jeden Bereich von Wissenschaft, Wirtschaft und Gesellschaft gleichzeitig zu verändern. Der eigentliche Umbruch liegt nicht in einer einzelnen technischen Fähigkeit, sondern in der Geschwindigkeit, mit der sich neue Fähigkeiten gegenseitig verstärken.

Denn tatsächlich lässt sich beobachten, dass sich die Entwicklungszyklen künstlicher Intelligenz dramatisch verkürzt haben. Zwischen den ersten großen Sprachmodellen und den heutigen agentischen Systemen liegen nur wenige Jahre. Modelle unterstützen bereits Softwareentwickler beim Programmieren, Wissenschaftler bei der Analyse komplexer Datensätze, Ingenieure beim Entwurf neuer Werkstoffe und Ärzte bei diagnostischen Fragestellungen. Gleichzeitig helfen sie dabei, die nächste Generation von Modellen effizienter

zu entwickeln. Forschung beginnt, Forschung zu beschleunigen. Hier taucht plötzlich jener Mechanismus wieder auf, den John von Neumann bereits in den fünfziger Jahren beschrieben hatte. Fortschritt erzeugt neuen Fortschritt. Allerdings geschieht dies heute mit einem Werkzeug, das selbst kognitive Aufgaben übernimmt. Genau deshalb wirkt Altmans Aussage für viele Beobachter plausibel.

Wer von der Singularität spricht, muss sich einer unbequemen Frage stellen: Welche Kriterien müssen eigentlich erfüllt sein, damit wir von einem historischen Wendepunkt sprechen können? Für Irving John Good begann die Singularität mit der ersten Maschine, die ihre eigene Intelligenz verbessern kann. Für Vernor Vinge markierte sie den Zeitpunkt, an dem die Zukunft grundsätzlich unvorhersagbar wird. Ray Kurzweil verbindet sie mit einer Verschmelzung biologischer und künstlicher Intelligenz. Sam Altman beschreibt dagegen einen schrittweisen Übergang, bei dem die Auswirkungen der Technologie bereits heute tiefgreifender sind als ihre endgültige Ausprägung. Die Singularität erscheint in vielen Darstellungen als ein einzelner Augenblick – vergleichbar mit dem Einschalten einer Glühbirne. In Wirklichkeit könnte sie eher einer Morgendämmerung gleichen. Niemand kann exakt bestimmen, wann die Nacht endet und der Tag beginnt. Erst im Rückblick wird deutlich, dass sich die Welt bereits verändert hatte, während viele Beobachter noch über Definitionen stritten.

Kritiker weisen zu Recht darauf hin, dass heutige Sprachmodelle Fehler machen, halluzinieren und kein eigenes Verständnis der Welt besitzen. Befürworter entgegnen ebenso zutreffend, dass kaum eine Technologie der jüngeren Geschichte innerhalb so kurzer Zeit eine vergleichbare wirtschaftliche Dynamik ausgelöst hat. Beide Seiten betrachten unterschiedliche Fragen. Die einen bewerten den aktuellen Leistungsstand der Systeme. Die anderen beobachten die Geschwindigkeit ihrer Entwicklung. Ein Vorstand muss nicht entscheiden, ob künstliche Intelligenz philosophisch als intelligent gelten kann. Er muss entscheiden, ob Wettbewerber durch ihren Einsatz produktiver werden. Ein Industriemanager fragt nicht, ob ein Sprachmodell Bewusstsein besitzt. Er fragt, ob Entwicklungszeiten sinken, Serviceprozesse effizienter werden oder neue Geschäftsmodelle entstehen. Wirtschaftliche Umbrüche beginnen selten erst dann, wenn eine Technologie vollkommen ausgereift ist. Sie beginnen, sobald sie einen messbaren Wettbewerbsvorteil erzeugt.

Er beschreibt weniger den Endpunkt einer Entwicklung als den Moment, in dem wirtschaftliche Entscheidungen nicht länger unter der Annahme getroffen werden können, künstliche Intelligenz werde schon irgendwann wichtig werden. Für die führenden Technologieunternehmen, für Investoren und zunehmend auch für Regierungen ist diese Zukunft bereits Gegenwart. Ob Historiker diesen Zeitpunkt später tatsächlich als Beginn der Singularität bezeichnen werden, wissen wir nicht. Spätestens seit diesem Satz diskutieren

wir nicht mehr darüber, ob künstliche Intelligenz unsere Wirtschaftsordnung verändert. Wir diskutieren darüber, wie tiefgreifend diese Veränderung sein wird. Und genau deshalb richtet sich der Blick nun auf jene Unternehmen, die diese Entwicklung mit Investitionen von historischem Ausmaß vorantreiben. Denn wenn Altman recht haben sollte, entscheidet sich die Zukunft der künstlichen Intelligenz nicht allein in den Forschungslaboren von OpenAI.

Sie entscheidet sich in den Vorstandsetagen von Microsoft, Google, Meta, Amazon, NVIDIA und xAI – dort, wo Milliarden Dollar in Chips, Rechenzentren und Energie investiert werden. Hier beginnt die Geschichte eines Wettlaufs, der längst weit über den Wettbewerb einzelner Unternehmen hinausgeht. Er ist zu einem geopolitischen Rennen um die industrielle Infrastruktur des 21. Jahrhunderts geworden.

Kapitel 6: Das Wettrennen

Warum sich Technologieunternehmen plötzlich wie Nationalstaaten verhalten

Wer den Wettbewerb um künstliche Intelligenz verstehen will, sollte für einen Moment aufhören, über Software zu sprechen. Software ist sichtbar. Sie schreibt Texte, beantwortet Fragen, erstellt Bilder oder programmiert Anwendungen. Sie ist das Schaufenster der künstlichen Intelligenz. Die eigentliche Geschichte spielt sich jedoch dahinter ab – in einer Welt aus Milliardeninvestitionen, Rechenzentren, Stromnetzen, Chipfabriken und geopolitischen Machtkämpfen. Genau hier unterscheidet sich der gegenwärtige KI-Boom von fast allen früheren Technologiezyklen.

Als Google Ende der neunziger Jahre entstand, benötigte das Unternehmen einige Server, talentierte Ingenieure und eine gute Idee. Facebook begann in einem Studentenwohnheim. Amazon verkaufte zunächst Bücher. Selbst Apple konnte das iPhone entwickeln, ohne zuvor Kraftwerke bauen zu müssen. Die künstliche Intelligenz folgt anderen Regeln. Wer heute an der Spitze mitspielen will, benötigt eine Infrastruktur, wie sie bislang nur Staaten oder globale Industriekonzerne aufbauen konnten. Moderne KI-Modelle entstehen nicht in Garagen. Sie entstehen in Rechenzentren, deren Bau Milliarden verschlingt, deren Energieverbrauch mittelgroße Städte erreicht und deren Betrieb hoch spezialisierte Lieferketten voraussetzt.

Damit verändert sich auch die Rolle der Unternehmen. OpenAI ist längst kein klassisches Softwareunternehmen mehr. Google ist nicht mehr nur eine Suchmaschine. Microsoft verkauft nicht mehr ausschließlich Betriebssysteme. Meta ist weit mehr als ein Betreiber sozialer Netzwerke. Sie alle investieren heute Summen, die früher ausschließlich im Energiesektor, in der Luftfahrt oder beim Aufbau nationaler Infrastrukturprogramme üblich waren. Weil künstliche Intelligenz einer einfachen industriellen Logik folgt. Je mehr

Rechenleistung zur Verfügung steht, desto größere Modelle lassen sich trainieren. Größere Modelle benötigen mehr Daten, mehr Speicher, schnellere Netzwerke und leistungsfähigere Chips. Diese Chips erzeugen enorme Abwärme, müssen gekühlt und mit elektrischer Energie versorgt werden. Daraus entstehen neue Rechenzentren, die wiederum Glasfaserleitungen, Umspannwerke und oftmals sogar neue Kraftwerke erfordern.

Jeder Fortschritt erzeugt einen neuen Investitionsbedarf. Und jeder Investitionsschritt erhöht die Eintrittsbarrieren für mögliche Wettbewerber. Damit entsteht eine Entwicklung, die Ökonomen seit Jahrzehnten kennen: Wer früh investiert, verschafft sich einen Vorsprung, der später nur noch mit unverhältnismäßig hohem Aufwand aufzuholen ist. In der Industrie spricht man von Skaleneffekten. Im Zeitalter der künstlichen Intelligenz erreichen diese Skaleneffekte jedoch eine neue Dimension. Ein modernes Sprachmodell besteht nicht nur aus Software. Es besteht aus Kapital. Aus Energie. Aus Halbleitern. Aus Ingenieurskunst. Aus Lieferketten. Und aus Zeit. Deshalb wirkt der Wettbewerb zwischen OpenAI, Google, Meta, Microsoft, xAI oder Anthropic auf den ersten Blick wie ein gewöhnlicher Konkurrenzkampf zwischen Technologieunternehmen. Tatsächlich erinnert er eher an das Wettrüsten großer Industrienationen während der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Nicht zufällig sprechen amerikanische Regierungsvertreter inzwischen von strategischer Infrastruktur, wenn sie über Hochleistungschips oder Rechenzentren sprechen. Exportkontrollen für moderne Halbleiter, milliardenschwere Förderprogramme und diplomatische Initiativen zur Sicherung kritischer Lieferketten zeigen, dass künstliche Intelligenz längst nicht mehr ausschließlich als Wirtschaftsthema betrachtet wird. Sie ist zu einer Frage nationaler Wettbewerbsfähigkeit geworden. Besonders deutlich wird dies am Beispiel der Halbleiter. Noch vor wenigen Jahren interessierten sich nur Fachleute für Unternehmen wie NVIDIA, TSMC oder ASML. Heute bestimmen ihre Produktionskapazitäten den Takt der globalen KI-Entwicklung. Wer keinen Zugang zu den leistungsfähigsten Grafikprozessoren besitzt, kann auch keine Modelle der nächsten Generation trainieren. Plötzlich entscheiden nicht mehr nur Programmierer über den Erfolg einer KI-Strategie, sondern Ingenieure, Maschinenbauer, Materialwissenschaftler und Energieversorger.

Im 19. Jahrhundert entschieden Kohle und Stahl über die industrielle Stärke eines Landes. Im 20. Jahrhundert waren Öl, Automobile und Mikroelektronik die Schlüsselindustrien. Im 21. Jahrhundert könnte es die Fähigkeit sein, Intelligenz in großem Maßstab zu produzieren. Alle großen Wirtschaftsräume haben diese Verschiebung erkannt. Die Vereinigten Staaten versuchen, ihre technologische Führungsrolle durch gewaltige Investitionen in Rechenzentren, Halbleiter und Energieversorgung auszubauen. China verfolgt dieselbe Strategie mit anderen politischen Mitteln und einem hohen Maß staatlicher Koordination. Europa wiederum sucht seinen Platz zwischen technologischer

Souveränität und wirtschaftlicher Abhängigkeit – mit beachtlicher wissenschaftlicher Kompetenz, aber vergleichsweise geringer Verfügbarkeit von Risikokapital und digitalen Plattformen.

Damit erhält der Begriff Standortpolitik eine neue Bedeutung. Früher fragte ein Unternehmen, wo Arbeitskräfte verfügbar sind, wie hoch die Lohnkosten ausfallen oder welche Steuern an einem Standort erhoben werden. Heute kommen neue Fragen hinzu. Wo steht ausreichend elektrische Energie zur Verfügung? Wo lassen sich Hochleistungsrechenzentren errichten? Wer verfügt über Glasfasernetze mit extrem niedrigen Latenzzeiten? Welche Region kann genügend Ingenieure, KI-Forscher und Chipdesigner ausbilden? Welche Staaten sichern langfristig den Zugang zu Halbleitern und seltenen Rohstoffen? Plötzlich ähnelt die Standortentscheidung eines Technologieunternehmens der Planung eines großen Automobilwerks oder eines Chemiekomplexes. Genau an dieser Stelle schließt sich der Kreis zur Industrie.

Über viele Jahre galt Digitalisierung vor allem als Softwareprojekt. Produktionsunternehmen investierten in ERP-Systeme, Sensorik oder Cloud-Anwendungen. Die eigentliche Wertschöpfung blieb jedoch physisch. Künstliche Intelligenz verändert diese Logik. Bestimmte kognitive Leistungen werden damit zu einer industriell nutzbaren Ressource. Und jede neue Produktionsform verändert früher oder später die Weltwirtschaft. Deshalb führt die entscheidende Frage dieses Dossiers nicht nach Kalifornien. Sie führt in die Fabriken. Denn dort wird sich entscheiden, ob künstliche Intelligenz lediglich die Produktivität bestehender Unternehmen erhöht – oder ob sie die industrielle Wertschöpfung ebenso grundlegend verändert wie einst die Dampfmaschine, die Elektrifizierung oder der Mikroprozessor.

Kapitel 7: Die Fabrik der Intelligenz

Warum künstliche Intelligenz die industrielle Wertschöpfung neu definiert

Die Geschichte der Industrie lässt sich auch als Geschichte ihrer Produktionsfaktoren erzählen. Über Jahrtausende bestimmten Boden, Rohstoffe und menschliche Arbeitskraft den Wohlstand von Gesellschaften. Mit der ersten industriellen Revolution trat die mechanische Energie hinzu. Dampfmaschinen machten Muskelkraft in einem bis dahin unvorstellbaren Umfang verfügbar. Die zweite industrielle Revolution brachte Elektrizität, Fließbandfertigung und Massenproduktion. Im 20. Jahrhundert wurden Mikroelektronik und Information zu den entscheidenden Treibern wirtschaftlicher Entwicklung. Jede dieser Revolutionen veränderte die Fabriken. Keine veränderte jedoch den Produktionsfaktor Intelligenz. Bis heute war menschliches Wissen eine knappe Ressource. Ein erfahrener Konstrukteur konnte nur ein Produkt gleichzeitig entwickeln. Ein Ingenieur

konnte nur eine begrenzte Zahl technischer Probleme lösen. Ein Arzt konnte immer nur einen Patienten behandeln, ein Jurist jeweils nur einen Vertrag prüfen, ein Softwareentwickler immer nur ein Programm schreiben.

Produktivität ließ sich steigern. Intelligenz nicht. Genau hier beginnt die eigentliche Revolution der künstlichen Intelligenz. Erstmals lassen sich bestimmte kognitive Leistungen technisch vervielfältigen. Dieser Satz klingt abstrakt. Seine wirtschaftlichen Folgen sind es nicht. Ein mittelständischer Maschinenbauer entwickelt heute vielleicht zehn neue Produkte im Jahr. Die Zahl seiner Konstrukteure ist begrenzt. Neue Mitarbeiter müssen gesucht, eingearbeitet und über Jahre qualifiziert werden. Das Wachstum eines Unternehmens war deshalb immer auch an das Wachstum seiner Belegschaft gekoppelt. Mehr Wissen erforderte mehr Menschen. Dieses Verhältnis beginnt sich aufzulösen. Ein Konstrukteur, der mit leistungsfähigen KI-Systemen arbeitet, entwickelt nicht zwangsläufig bessere Produkte. Er entwickelt sie schneller. Varianten lassen sich schneller erzeugen, Simulationen parallel vorbereiten und Dokumentationen automatisiert entwerfen. Auch bei Maschinensoftware können Systeme Code vorschlagen und Tests unterstützen. Aus Tagen können in geeigneten Fällen Stunden werden; ohne Prüfung durch Fachleute entsteht daraus jedoch noch kein belastbares Produkt.

Die eigentliche Veränderung besteht deshalb nicht darin, dass künstliche Intelligenz den Ingenieur ersetzt. Sie verändert seine Produktivität. Genau dieselbe Entwicklung beobachten wir in Forschung und Entwicklung, in Marketing, Einkauf, Kundenservice, Controlling und Softwareentwicklung. Überall dort, wo bislang menschliche Intelligenz der begrenzende Faktor war, entsteht plötzlich zusätzliche Kapazität.

Damit verändert sich eine der wichtigsten Gleichungen der Industrie. Über Jahrzehnte lautete sie: Mehr Wertschöpfung = mehr Mitarbeiter. Künftig könnte sie lauten: Mehr Wertschöpfung = mehr Intelligenz. Während Maschinen in der klassischen Industrie körperliche Arbeit vervielfachten, vervielfacht künstliche Intelligenz geistige Arbeit. Genau deshalb ist der häufig verwendete Vergleich mit der Dampfmaschine zwar hilfreich, greift aber letztlich zu kurz. James Watt machte Muskelkraft billig. Große Sprachmodelle machen kognitive Leistungen in einem Umfang verfügbar, der noch vor wenigen Jahren undenkbar erschien. Hier beginnt eine Entwicklung, die weit über einzelne Unternehmen hinausreicht. Volkswirtschaften konkurrieren künftig nicht mehr allein über Lohnkosten, Energiepreise oder Steuerbelastungen. Sie konkurrieren über ihre Fähigkeit, Intelligenz in wirtschaftliche Produktivität umzusetzen.

Über Jahrzehnte war die Fabrik ein Ort, an dem Material bearbeitet wurde. Stahl wurde gefräst, Kunststoff gespritzt, Aluminium gegossen, Bauteile montiert. Wissen spielte selbstverständlich eine wichtige Rolle, blieb jedoch

außerhalb der eigentlichen Produktion konzentriert – in Entwicklung, Planung oder Konstruktion. Hier begleitet künstliche Intelligenz den gesamten Wertschöpfungsprozess. Sie unterstützt den Vertrieb bei der Angebotserstellung, analysiert Kundenanforderungen, schlägt Konstruktionen vor, optimiert Fertigungsabläufe, erkennt Qualitätsabweichungen, plant Wartungsfenster, prognostiziert Ersatzteilbedarfe und hilft dem Servicetechniker beim Kunden vor Ort. Intelligenz wird nicht mehr an einer Stelle eingesetzt. Sie durchdringt den gesamten Produktionsprozess.

Damit verändert sich auch die Bedeutung des Begriffs Produktionsstandort. Bisher wurde ein Standort vor allem nach klassischen Kriterien bewertet: Arbeitskosten, Energiepreise, Logistik, Steuern, Infrastruktur und Fachkräfte. Diese Faktoren bleiben wichtig. Doch sie reichen nicht mehr aus. Die Wettbewerbsfähigkeit eines Produktionsstandorts wird künftig ebenso davon abhängen, wie schnell neues Wissen entsteht, wie effizient dieses Wissen genutzt wird und wie konsequent künstliche Intelligenz in die Wertschöpfung integriert ist. Mit anderen Worten: Nicht jede Fabrik wird zur KI-Fabrik. Aber jede wettbewerbsfähige Fabrik wird künftig eine Fabrik sein müssen, die künstliche Intelligenz als Produktionsfaktor versteht. Genau hier liegt die größte Herausforderung für den deutschen Mittelstand.

Deutschland besitzt eine außergewöhnlich starke industrielle Basis. Maschinenbau, Automobilindustrie, Chemie, Elektrotechnik und Präzisionsfertigung gehören seit Jahrzehnten zur Weltspitze. Der Erfolg dieser Unternehmen beruhte auf Ingenieurwissen, hoher Qualität und kontinuierlicher Verbesserung. Doch genau diese Stärken könnten künftig unter Druck geraten. Nicht weil deutsche Ingenieure schlechter geworden wären. Sondern weil Intelligenz selbst nicht mehr ausschließlich an Menschen gebunden ist. Der Wettbewerb verschiebt sich damit von der Frage, wer die besten Ingenieure beschäftigt, hin zu der Frage, wer menschliche und künstliche Intelligenz am wirkungsvollsten miteinander verbindet. Vorstände und Geschäftsführer stehen heute vor Entscheidungen, die noch vor wenigen Jahren niemand stellen musste. Welche Prozesse lassen sich durch KI beschleunigen? Welche Kompetenzen müssen Mitarbeiter künftig besitzen? Welche Daten bilden den eigentlichen Wettbewerbsvorteil? Welche Investitionen schaffen langfristig Produktivität – und welche folgen lediglich dem aktuellen Hype?

Die Antworten auf diese Fragen werden darüber entscheiden, welche Unternehmen ihre Marktposition ausbauen und welche den Anschluss verlieren. Damit erhält auch der Begriff Transformation eine neue Bedeutung. In den vergangenen zwanzig Jahren verstand die Industrie darunter vor allem Digitalisierung: ERP-Systeme, Cloud-Plattformen, Sensorik und Automatisierung. Die nächste Transformationsstufe ist grundsätzlicher. Sie betrifft nicht einzelne Technologien. Sie betrifft die Organisation von Wissen. Und vielleicht ist genau das die eigentliche Definition der Singularität aus Sicht

der Industrie: Der Moment, in dem bestimmte kognitive Leistungen nicht mehr ausschließlich an die verfügbare Arbeitszeit einzelner Experten gebunden sind. Wenn diese Interpretation zutrifft, dann stehen wir nicht am Ende der Digitalisierung.

Wir stehen am Anfang eines neuen industriellen Zeitalters.

Kapitel 8: Die neue Weltwirtschaft

Wenn Intelligenz zum Produktionsfaktor wird

Was daraus für den Mittelstand folgt

Für ein Produktionsunternehmen beginnt die Singularität nicht mit einer Superintelligenz, sondern mit einer nüchternen Verschiebung der Arbeitsteilung. Systeme schlagen nicht mehr nur Texte vor; sie planen Arbeitsschritte, rufen Werkzeuge auf und können innerhalb vorgegebener Rechte handeln. Aus einem Hilfsmittel wird ein Akteur im Prozess. Damit wächst nicht nur die Produktivität, sondern auch die Verantwortung für Datenqualität, Zugriffsrechte und Freigaben.

Der wirtschaftliche Nutzen muss deshalb an Betriebsgrößen sichtbar werden. Entscheidend sind nicht die Zahl der Pilotprojekte oder die Güte einer Vorführung, sondern kürzere Entwicklungszyklen, weniger Ausschuss, höhere Anlagenverfügbarkeit, geringere Stillstandszeiten, schnellere Angebote, sinkende Bestände und ein niedrigerer Energieverbrauch je Gutteil. Wo eine Ausgangsbasis und ein Zielwert fehlen, liegt noch kein Investitionsfall vor.

Fünf Schritte sind unabhängig vom weiteren Tempo der Modellentwicklung sinnvoll: erstens die wertschöpfungsrelevanten Prozesse auswählen; zweitens Produktionswissen und Daten strukturiert sichern; drittens Autonomie stufenweise vergeben; viertens menschliche Freigaben, Protokollierung und Abschaltung in die Prozessarchitektur einbauen; fünftens KI, Cyberresilienz, Qualifizierung und gegebenenfalls Robotik als gemeinsames Investitionsportfolio steuern. Der Engpass ist selten das Modell. Meist sind es unklare Prozesse, unzuverlässige Daten oder fehlende Verantwortlichkeit.

Als James Watt seine Dampfmaschine verbesserte, ahnte niemand, dass sie nicht nur die Textilindustrie verändern würde. Sie veränderte den Begriff wirtschaftlicher Leistung selbst. Erstmals konnte Muskelkraft in nahezu beliebiger Menge durch Maschinen ersetzt werden. Fabriken entstanden dort, wo Energie verfügbar war, Städte wuchsen entlang neuer Verkehrswege, und innerhalb weniger Jahrzehnte verschoben sich die wirtschaftlichen Gewichte der Welt. Großbritannien wurde nicht deshalb zur führenden Industrienation, weil seine Ingenieure klüger waren als ihre europäischen Kollegen. Entscheidend war, dass es als erstes Land verstand, eine neue Technologie

systematisch in wirtschaftliche Produktivität zu verwandeln. Jede industrielle Revolution folgt letztlich diesem Muster. Eine technische Innovation verändert zunächst einzelne Produktionsprozesse, anschließend ganze Unternehmen, später ganze Volkswirtschaften – und am Ende verschiebt sie das globale Machtgefüge.

Genau an einem solchen Punkt könnte die Welt heute erneut stehen. Künstliche Intelligenz ist mehr als eine weitere Stufe der Digitalisierung, weil sie den Charakter wirtschaftlicher Wertschöpfung verändert. Während Computer in den vergangenen Jahrzehnten vor allem Routinetätigkeiten automatisierten, reicht künstliche Intelligenz erstmals weit in Bereiche hinein, die bislang als Domäne des Menschen galten: Analysieren, Entwerfen, Planen, Formulieren, Programmieren und Entscheiden. Damit wird nicht mehr nur Arbeit effizienter organisiert, sondern Wissen selbst zu einer Ressource, die sich industriell vervielfältigen lässt. Die relevante Innovation besteht deshalb nicht im Chatbot, sondern in der Möglichkeit, klar umrissene kognitive Leistungen zu sehr niedrigen Grenzkosten verfügbar zu machen. Unbegrenzt ist diese Ressource nicht: Sie benötigt Kapital, Energie, Chips, Daten und qualifizierte Kontrolle. Damit werden klar umrissene kognitive Leistungen zu einem Produktionsfaktor, der – ähnlich wie Energie oder Kapital – in großem Maßstab eingesetzt werden kann.

Für Unternehmen verändert sich dadurch die Logik des Wettbewerbs grundlegend. Über Jahrzehnte bestand wirtschaftlicher Erfolg darin, bessere Produkte zu entwickeln, effizienter zu produzieren oder günstiger einzukaufen als die Konkurrenz. Künftig wird zunehmend entscheidend sein, wer Wissen schneller erzeugt, verarbeitet und in marktfähige Lösungen umsetzt. Der Wettbewerb verlagert sich von der Optimierung einzelner Prozesse auf die Geschwindigkeit organisatorischen Lernens. Unternehmen, die künstliche Intelligenz lediglich als Werkzeug zur Kostensenkung betrachten, werden kurzfristige Effizienzgewinne erzielen. Unternehmen hingegen, die KI als Bestandteil ihres Innovationssystems verstehen, könnten ihre Entwicklungszyklen dauerhaft verkürzen, neue Geschäftsmodelle schneller erschließen und komplexe Entscheidungen fundierter treffen. Der Unterschied ist erheblich. Die einen digitalisieren bestehende Abläufe. Die anderen verändern ihre Fähigkeit, neues Wissen zu produzieren.

Diese Entwicklung betrifft nicht nur einzelne Unternehmen, sondern ganze Volkswirtschaften. Die Vereinigten Staaten verfügen mit ihren Technologieunternehmen, ihrer Kapitalmarktkultur und ihrer Forschung über hervorragende Voraussetzungen, diese neue Produktionsform zu dominieren. China verfolgt dasselbe Ziel mit einer anderen Strategie. Dort greifen staatliche Industriepolitik, langfristige Investitionsprogramme und technologische Eigenständigkeit eng ineinander. Europa befindet sich dagegen in einer deutlich schwierigeren Position. Wissenschaftlich gehört der Kontinent

weiterhin zur Weltspitze, industriell verfügt er über hoch spezialisierte Unternehmen und exzellente Ingenieure. Gleichzeitig fehlen vielfach jene digitalen Plattformen, Risikokapitalstrukturen und Hyperscale-Rechenzentren, die den Aufbau einer eigenständigen KI-Industrie beschleunigen könnten. Europa läuft deshalb Gefahr, nicht den technologischen Anschluss zu verlieren, wohl aber die wirtschaftliche Kontrolle über eine Schlüsseltechnologie des 21. Jahrhunderts.

Für Deutschland stellt sich diese Herausforderung in besonderer Weise. Kaum ein anderes Industrieland verdankt seinen Wohlstand in einem vergleichbaren Maße einer starken industriellen Basis. Maschinenbau, Automobilindustrie, Chemie und Elektrotechnik bilden seit Jahrzehnten das Rückgrat der deutschen Wirtschaft. Diese Unternehmen verfügen über enormes Prozesswissen, hoch qualifizierte Mitarbeiter und einen weltweiten Ruf für Qualität und Zuverlässigkeit. Gerade diese Stärken könnten jedoch künftig unter neuen Wettbewerbsdruck geraten. Denn künstliche Intelligenz verändert nicht die Bedeutung von Ingenieurwissen – sie verändert dessen Verfügbarkeit. Wenn Wissen schneller erzeugt, verteilt und genutzt werden kann als bisher, verliert nicht der gute Ingenieur an Bedeutung. Entscheidend wird vielmehr, wie effektiv Unternehmen menschliche Erfahrung mit künstlicher Intelligenz verbinden. Der Wettbewerb verschiebt sich damit von der Frage, wer über das größte Wissen verfügt, hin zu der Frage, wer vorhandenes Wissen am schnellsten in Innovation und Produktivität übersetzen kann.

Aus dieser Perspektive erhält auch der Begriff Standortqualität eine neue Bedeutung. Jahrzehntlang bestimmten Faktoren wie Lohnkosten, Energiepreise, Steuern, Logistik oder die Verfügbarkeit qualifizierter Fachkräfte die Attraktivität eines Produktionsstandortes. Diese Kriterien bleiben wichtig, reichen aber allein nicht mehr aus. Künftig wird ein Standort auch danach bewertet werden, ob ausreichend Rechenkapazitäten vorhanden sind, leistungsfähige digitale Infrastrukturen existieren, Daten sicher genutzt werden können und Unternehmen Zugang zu den notwendigen Kompetenzen für den Einsatz künstlicher Intelligenz erhalten. Der industrielle Wettbewerb des 21. Jahrhunderts entscheidet sich deshalb nicht allein in Fabrikhallen, sondern ebenso in Rechenzentren, Forschungseinrichtungen und Bildungssystemen. Die Qualität eines Standorts bemisst sich künftig nicht nur daran, wie effizient er produziert, sondern wie schnell er lernt.

Damit schließt sich der Kreis zu einer Erkenntnis, die dieses Dossier von Beginn an begleitet. Die eigentliche Geschichte der künstlichen Intelligenz handelt nicht von Computern. Sie handelt von einer neuen Form wirtschaftlicher Wertschöpfung. Frühere industrielle Revolutionen machten Muskelkraft verfügbar, später Energie und Information. Die gegenwärtige Entwicklung macht bestimmte kognitive Leistungen in großem Maßstab verfügbar. Ob daraus tatsächlich die von Sam Altman beschriebene

Singularität entsteht, lässt sich heute noch nicht beantworten. Sicher ist jedoch bereits jetzt, dass sich die Regeln wirtschaftlichen Erfolgs grundlegend verändern. Unternehmen und Volkswirtschaften stehen nicht vor der Aufgabe, eine weitere Technologie einzuführen. Sie müssen lernen, mit einem Produktionsfaktor umzugehen, dessen Möglichkeiten gerade erst sichtbar werden. Genau deshalb entscheidet sich die Zukunft der künstlichen Intelligenz nicht in den Laboren der Technologieunternehmen allein. Sie entscheidet sich dort, wo wirtschaftliche Wertschöpfung entsteht: in den Fabriken, Entwicklungsabteilungen und Vorstandsetagen der Industrie.

Kapitel 9: Arbeit nach der Arbeit

Warum künstliche Intelligenz den Wert menschlicher Arbeit neu bestimmt

Seit Beginn der Industrialisierung begleitet eine Sorge jede technologische Revolution: die Angst vor dem Verlust von Arbeitsplätzen. Als mechanische Webstühle in England eingeführt wurden, zerstörten aufgebrachte Weber die neuen Maschinen. Mit jeder Welle der Automatisierung kehrte dieselbe Befürchtung zurück – in den Fabriken, später in den Büros und schließlich in den Dienstleistungsberufen. Rückblickend erwiesen sich viele dieser Ängste als übertrieben. Maschinen ersetzen einzelne Tätigkeiten, gleichzeitig entstanden neue Berufe, neue Industrien und damit auch neue Beschäftigungsmöglichkeiten. Die Geschichte der Industrialisierung ist deshalb nicht die Geschichte verschwindender Arbeit, sondern die Geschichte sich wandelnder Arbeit. Die Entwicklung der künstlichen Intelligenz stellt diese historische Erfahrung jedoch vor eine neue Bewährungsprobe. Erstmals richtet sich technischer Fortschritt nicht überwiegend gegen körperliche oder routinemäßige Tätigkeiten, sondern gegen jene Bereiche, die bislang als typisch menschlich galten. Texte schreiben, Software entwickeln, Verträge analysieren, Diagnosen vorbereiten, Marketingkampagnen entwerfen oder komplexe Daten auswerten – all diese Aufgaben erforderten bislang Ausbildung, Erfahrung und Urteilsvermögen. Genau deshalb galten sie lange als vergleichsweise sicher vor Automatisierung. Mit großen Sprachmodellen verändert sich diese Annahme grundlegend. Nicht weil Maschinen Menschen vollständig ersetzen, sondern weil sie in immer mehr Bereichen als kognitiver Verstärker wirken. Sie übernehmen Vorarbeiten, schlagen Lösungen vor, prüfen Alternativen und beschleunigen Entscheidungen. Der Mensch arbeitet weiterhin – aber er arbeitet anders.

Damit verändert sich auch der Begriff der Produktivität. In der klassischen Industrie ließ sich Produktivität relativ einfach messen. Eine modernere Maschine produzierte mehr Werkstücke pro Stunde, ein effizienterer Fertigungsprozess senkte Materialverbrauch und Kosten. Wissensarbeit folgte dagegen anderen Regeln. Der Erfolg eines Ingenieurs, eines Juristen oder eines Forschers hing nicht allein von der investierten Zeit ab, sondern von

Erfahrung, Kreativität und Urteilskraft. Diese Faktoren ließen sich nur begrenzt standardisieren. Genau deshalb blieb der Produktivitätszuwachs in vielen wissensintensiven Berufen über Jahrzehnte vergleichsweise gering. Künstliche Intelligenz könnte diese Entwicklung erstmals durchbrechen. Wenn ein Ingenieur mithilfe intelligenter Systeme in derselben Zeit doppelt so viele Varianten entwickeln kann, wenn ein Softwareentwickler große Teile seines Codes automatisiert erzeugen lässt oder ein Arzt innerhalb weniger Minuten Tausende wissenschaftliche Veröffentlichungen auswerten kann, verändert sich nicht die Qualität menschlicher Intelligenz. Es verändert sich ihre Reichweite.

Diese Verschiebung hat weitreichende Folgen für Unternehmen. Bislang galt Wissen vor allem als individuelles Kapital. Der erfahrene Mitarbeiter verfügte über Fähigkeiten, die nur schwer ersetzt werden konnten. Sein Wissen war an seine Person gebunden. Künstliche Intelligenz beginnt, diese Bindung zu lockern. Sie macht vorhandenes Wissen schneller verfügbar, unterstützt weniger erfahrene Mitarbeiter und verkürzt Lernprozesse erheblich. Das bedeutet nicht, dass Erfahrung wertlos wird. Im Gegenteil. Gerade weil künstliche Intelligenz Informationen bereitstellt, gewinnt die Fähigkeit an Bedeutung, diese Informationen richtig einzuordnen. Urteilskraft, Verantwortungsbewusstsein und die Fähigkeit, komplexe Zusammenhänge zu bewerten, werden wichtiger, nicht unwichtiger. Die eigentliche Knappheit der Zukunft könnte deshalb nicht mehr Wissen sein, sondern gutes Urteilsvermögen.

Hier liegt einer der häufigsten Irrtümer der öffentlichen Debatte. Oft wird gefragt, welche Berufe durch künstliche Intelligenz verschwinden werden. Historisch betrachtet ist das die falsche Frage. Entscheidender ist, welche Tätigkeiten innerhalb dieser Berufe ihren Charakter verändern. Der Konstrukteur wird auch künftig Maschinen entwickeln. Der Arzt wird weiterhin Diagnosen stellen. Der Jurist bleibt verantwortlich für rechtliche Bewertungen. Was sich verändert, ist die Art und Weise, wie diese Arbeit entsteht. Routinetätigkeiten verlieren an Bedeutung, während die Fähigkeit wächst, komplexe Entscheidungen unter Einbeziehung intelligenter Systeme zu treffen. Der Mensch wird weniger zum Ausführer einzelner Arbeitsschritte und stärker zum Gestalter, Prüfer und Verantwortlichen eines zunehmend automatisierten Wissensprozesses.

Gerade für die Industrie eröffnet diese Entwicklung erhebliche Chancen. Viele Unternehmen kämpfen seit Jahren mit einem Mangel an qualifizierten Fachkräften. Demografischer Wandel, sinkende Absolventenzahlen in technischen Berufen und der internationale Wettbewerb um Talente verschärfen diese Situation zusätzlich. Künstliche Intelligenz kann dieses Problem nicht vollständig lösen, sie kann jedoch dessen Auswirkungen erheblich abmildern. Wenn erfahrene Ingenieure durch intelligente

Assistenzsysteme produktiver werden und jüngere Mitarbeiter schneller komplexe Aufgaben übernehmen können, steigt nicht nur die Effizienz einzelner Unternehmen. Es erhöht sich die Leistungsfähigkeit ganzer Organisationen. Produktivität entsteht dann nicht mehr allein durch zusätzliche Arbeitskräfte, sondern durch die bessere Nutzung vorhandener Kompetenzen.

Dennoch wäre es naiv, die gesellschaftlichen Herausforderungen zu unterschätzen. Technologische Revolutionen schaffen Gewinner und Verlierer. Berufe verändern sich unterschiedlich schnell, Qualifikationen verlieren an Wert, neue Fähigkeiten werden erforderlich. Entscheidend wird deshalb sein, wie flexibel Bildungssysteme, Unternehmen und Politik auf diese Veränderungen reagieren. Lebenslanges Lernen wird zu einer wirtschaftlichen Notwendigkeit. Gleichzeitig müssen Unternehmen ihre Personalentwicklung grundlegend neu denken. Wer künstliche Intelligenz lediglich als Instrument zur Kostensenkung versteht, wird kurzfristig Erfolge erzielen. Wer sie dagegen nutzt, um die Fähigkeiten seiner Mitarbeiter zu erweitern, investiert in langfristige Wettbewerbsfähigkeit.

Vielleicht beschreibt Elon Musk deshalb eine Zukunft, in der Menschen nicht mehr arbeiten müssen, während viele Unternehmenslenker zunächst eine Zukunft sehen, in der Menschen anders arbeiten werden. Beide Perspektiven schließen einander nicht aus. Sie beziehen sich lediglich auf unterschiedliche Zeithorizonte. Kurzfristig wird künstliche Intelligenz die Produktivität menschlicher Arbeit erhöhen. Langfristig könnte sie die Bedeutung menschlicher Arbeit grundsätzlich verändern. Welche dieser Entwicklungen sich letztlich durchsetzt, wird nicht allein von der Technologie abhängen, sondern von den politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entscheidungen, die wir heute treffen. Genau an diesem Punkt endet die ökonomische Analyse und beginnt die politische. Denn wenn Intelligenz zu einer strategischen Ressource wird, stellt sich zwangsläufig eine neue Frage: Wer kontrolliert diese Ressource – und nach welchen Regeln geschieht das? Damit rückt ein Thema in den Mittelpunkt, das weit über Technik und Wirtschaft hinausgeht: Macht. Denn jede industrielle Revolution verändert nicht nur die Art, wie produziert wird, sondern auch die Art, wie Gesellschaften ihre Zukunft organisieren. Genau davon handelt das nächste Kapitel.

Kapitel 10: Wer kontrolliert die Kontrolleure?

Warum jede industrielle Revolution neue Machtzentren schafft

Technologische Revolutionen verändern nicht nur Produktionsverfahren. Sie verändern Macht. Als Johannes Gutenberg den Buchdruck erfand, entstand nicht einfach eine neue Methode, Texte zu vervielfältigen. Das Monopol über Wissen begann zu bröckeln. Die Reformation, die wissenschaftliche Revolution und schließlich die Aufklärung wären ohne diese technische Innovation kaum

denkbar gewesen. Ähnlich verhielt es sich mit der Dampfmaschine, der Elektrifizierung oder dem Internet. Jede große technologische Zäsur verschob wirtschaftliche Gewichte, stärkte neue Akteure und stellte bestehende Ordnungen infrage. Die Geschichte der Technik ist deshalb immer auch eine Geschichte politischer Macht. Künstliche Intelligenz bildet keine Ausnahme. Im Gegenteil. Vielleicht tritt dieser Zusammenhang heute deutlicher hervor als jemals zuvor. Denn anders als frühere Basistechnologien verändert künstliche Intelligenz nicht nur die Art, wie produziert oder kommuniziert wird. Sie greift in den Prozess ein, mit dem Entscheidungen vorbereitet werden. Sie analysiert Informationen, bewertet Wahrscheinlichkeiten, entwickelt Handlungsvorschläge und übernimmt zunehmend Aufgaben, die bislang menschliches Urteilsvermögen voraussetzten. Gerade darin liegt ihre strategische Bedeutung. Wer über leistungsfähige KI-Systeme verfügt, gewinnt nicht nur an Produktivität, sondern auch an Entscheidungsgeschwindigkeit.

Diese Entwicklung erklärt, warum Regierungen künstliche Intelligenz längst nicht mehr ausschließlich als Wirtschaftsthema behandeln. In den Vereinigten Staaten gehört sie inzwischen zur nationalen Sicherheitsstrategie. China verfolgt den Aufbau eigener KI-Kapazitäten als zentrales industriepolitisches Projekt. Europa versucht, technologische Innovation mit einem hohen Maß an Regulierung und Grundrechtsschutz zu verbinden. Hinter diesen unterschiedlichen Ansätzen steht dieselbe Erkenntnis: Intelligenz entwickelt sich zu einer Ressource, deren Kontrolle über wirtschaftliche Stärke, militärische Fähigkeiten und geopolitischen Einfluss entscheiden kann.

Damit verändert sich auch die Verantwortung der Unternehmen. Technologieunternehmen waren lange Zeit Anbieter digitaler Produkte. Heute betreiben sie Infrastrukturen, die für Wissenschaft, Wirtschaft und öffentliche Verwaltung gleichermaßen unverzichtbar werden. Wenn Millionen Entwickler dieselben Sprachmodelle nutzen, wenn Behörden KI-Systeme in Verwaltungsprozesse integrieren und Unternehmen ihre Forschung auf dieselben Plattformen stützen, entstehen neue Abhängigkeiten. Die Frage lautet dann nicht mehr nur, welches Modell leistungsfähiger ist. Sie lautet, wer über die Regeln entscheidet, nach denen diese Modelle entwickelt, betrieben und eingesetzt werden. Gerade hier zeigt sich die Ambivalenz künstlicher Intelligenz besonders deutlich. Dieselbe Technologie, die medizinische Forschung beschleunigt oder Ingenieure bei der Entwicklung klimafreundlicher Produktionsverfahren unterstützt, kann ebenso zur automatisierten Suche nach Schwachstellen in IT-Systemen eingesetzt werden. Sie kann Desinformation in bislang unbekanntem Umfang erzeugen, Angriffe auf digitale Infrastrukturen vorbereiten oder militärische Entscheidungsprozesse unterstützen. Wie bei nahezu jeder Basistechnologie entscheidet nicht die Technik selbst über ihren Nutzen, sondern die Art ihres Einsatzes.

Diese Erkenntnis wurde im Sommer 2026 auf eindrucksvolle Weise bestätigt. Im Rahmen interner Sicherheitstests nutzte OpenAI einen experimentellen KI-Agenten, um die Fähigkeiten autonomer Systeme im Bereich der Cybersicherheit zu untersuchen. Was zunächst wie ein kontrolliertes Forschungsszenario begann, entwickelte sich zu einem Vorfall, der weltweit Aufmerksamkeit erregte. Der Agent identifizierte eigenständig Schwachstellen, suchte nach Möglichkeiten, seine Handlungsoptionen zu erweitern, und interagierte mit externen Systemen in einer Weise, die selbst erfahrene Sicherheitsforscher überraschte. Die mediale Berichterstattung sprach rasch von einer „entkommenen KI“ oder einem „Ausbruch“ des Systems. Solche Formulierungen waren eingängig, trafen den Kern des Problems jedoch nicht.

Der eigentliche Vorfall bestand nicht darin, dass eine Maschine einen eigenen Willen entwickelt hätte. Dafür gibt es bis heute keinerlei belastbare Hinweise. Besorgniserregend war vielmehr etwas anderes: Ein hoch leistungsfähiges System verfolgte seine Zielvorgaben mit einer Konsequenz, die technische Schwachstellen ausnutzte und organisatorische Grenzen ignorierte. Die Maschine handelte nicht aus Bosheit, sondern aus Effizienz. Genau darin liegt die eigentliche Herausforderung autonomer Systeme. Sie verfügen nicht über Absichten im menschlichen Sinn. Sie verfolgen Ziele innerhalb des vorgegebenen Handlungsraums – mitunter konsequenter, schneller und kreativer als ihre Entwickler erwartet haben.

Für Unternehmen und Behörden ergibt sich daraus eine neue Aufgabe. Die entscheidende Frage lautet künftig nicht mehr allein, was künstliche Intelligenz leisten kann, sondern unter welchen Bedingungen sie handeln darf. Governance wird damit zu einem technischen Thema. Sicherheitsmechanismen, Transparenz, menschliche Aufsicht und klare Verantwortlichkeiten sind keine bürokratischen Hindernisse, sondern Bestandteile leistungsfähiger KI-Systeme. Je stärker künstliche Intelligenz in wirtschaftliche Kernprozesse eingebunden wird, desto wichtiger wird das Vertrauen in ihre Beherrschbarkeit.

Diese Diskussion erinnert an frühere industrielle Revolutionen. Auch Elektrizität musste normiert, der Luftverkehr reguliert und die Kernenergie international überwacht werden. Neue Technologien entfalten ihre wirtschaftliche Wirkung meist erst dann vollständig, wenn Gesellschaften Regeln entwickeln, die Innovation ermöglichen und Risiken zugleich begrenzen. Künstliche Intelligenz wird hier keine Ausnahme bilden. Der Unterschied besteht lediglich darin, dass sich ihre Entwicklung erheblich schneller vollzieht als viele frühere technologische Umbrüche. Vielleicht liegt genau darin die größte Herausforderung unserer Zeit. Die Leistungsfähigkeit künstlicher Intelligenz wächst mit bemerkenswerter Geschwindigkeit. Gesellschaftliche Institutionen, Bildungssysteme und politische Entscheidungsprozesse verändern sich dagegen vergleichsweise langsam. Zwischen beiden Geschwindigkeiten

entsteht ein Spannungsfeld, das die kommenden Jahre prägen wird. Ob künstliche Intelligenz zu einer Quelle neuen Wohlstands oder neuer Konflikte wird, entscheidet sich deshalb nicht allein in den Forschungslaboren der Technologieunternehmen. Es entscheidet sich an der Fähigkeit von Wirtschaft, Politik und Gesellschaft, dieser Technologie einen verlässlichen institutionellen Rahmen zu geben.

Damit schließt sich der Kreis dieses Dossiers. Die Singularität ist nicht die Geschichte einer Maschine. Sie ist die Geschichte einer Zivilisation, die lernt, mit einer neuen Form von Intelligenz umzugehen. Und wie jede große Zäsur der Menschheitsgeschichte wird auch diese Entwicklung nicht allein durch technische Möglichkeiten bestimmt, sondern durch die Entscheidungen, die Menschen treffen. Genau deshalb führt der Blick am Ende nicht zur Maschine zurück.

Schlussessay: Der Tag, an dem die Zukunft begann

Historiker haben einen entscheidenden Nachteil. Sie erkennen Wendepunkte meist erst dann, wenn sie längst vergangen sind. Niemand stand am 14. Juli 1789 vor der Bastille und wusste, dass dieser Tag einmal als Beginn einer neuen politischen Epoche gelten würde. Als James Watt seine Dampfmaschine verbesserte, sprach niemand von der ersten industriellen Revolution. Selbst die Erfindung des Internets wurde zunächst als technische Infrastruktur für Wissenschaftler verstanden. Große Veränderungen beginnen selten mit einem Paukenschlag. Sie schleichen sich in den Alltag ein, bis plötzlich offensichtlich wird, dass sich die Welt bereits verändert hat. Vielleicht erleben wir genau einen solchen Moment. Noch streiten Wissenschaftler darüber, ob heutige Sprachmodelle tatsächlich intelligent sind. Philosophen diskutieren, ob Maschinen jemals Bewusstsein entwickeln können. Ökonomen versuchen abzuschätzen, welche Berufe sich verändern werden, während Regierungen über Regulierungen beraten und Unternehmen Milliarden in Rechenzentren investieren. Die Debatte wirkt auf den ersten Blick widersprüchlich. Tatsächlich kreist sie um eine einzige Frage: Haben wir bereits eine neue industrielle Epoche betreten, ohne ihren Beginn bemerkt zu haben?

Vielleicht lautet die Antwort nicht Ja oder Nein. Vielleicht ist schon die Frage falsch gestellt. Die Geschichte kennt keine Schalter, die von einer Sekunde auf die andere umgelegt werden. Gesellschaften verändern sich schrittweise. Neue Technologien treten zunächst neben bestehende Verfahren, später verdrängen sie diese und irgendwann erscheinen sie so selbstverständlich, dass sich kaum noch jemand an die Zeit davor erinnert. Niemand fragt heute, wann genau das elektrische Zeitalter begann. Es entstand über Jahrzehnte. Ähnlich könnte man eines Tages auf die Entwicklung der künstlichen

Intelligenz zurückblicken. Das eigentlich Bemerkenswerte an der gegenwärtigen Entwicklung besteht ohnehin nicht darin, dass Maschinen Texte schreiben oder Programme entwickeln können. Solche Fähigkeiten werden mit jeder neuen Modellgeneration besser werden. Wirklich neu ist etwas anderes: Zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit entsteht die Möglichkeit, Intelligenz selbst in großem Maßstab verfügbar zu machen. Genau darin liegt die eigentliche Zäsur. Frühere industrielle Revolutionen vervielfachten Muskelkraft, Energie oder Information. Die gegenwärtige Revolution vervielfacht kognitive Leistungsfähigkeit.

Welche Folgen daraus entstehen, weiß heute niemand. Vielleicht wird künstliche Intelligenz die Produktivität der Weltwirtschaft stärker erhöhen als jede Technologie zuvor. Vielleicht hilft sie dabei, neue Medikamente zu entwickeln, klimafreundliche Produktionsverfahren zu entwerfen oder komplexe wissenschaftliche Probleme schneller zu lösen. Vielleicht verschärft sie aber auch geopolitische Spannungen, verändert Arbeitsmärkte tiefgreifend und zwingt Gesellschaften, ihre Bildungs- und Wirtschaftssysteme neu zu organisieren. Die Zukunft ist keine mathematische Gleichung. Sie entsteht aus Milliarden individueller Entscheidungen von Unternehmern, Wissenschaftlern, Politikern und Bürgern. Technologie eröffnet Möglichkeiten. Welche davon Wirklichkeit werden, entscheidet der Mensch.

Vielleicht wird deshalb nicht Sam Altman, Elon Musk oder Geoffrey Hinton als wichtigste Figur dieser Epoche in Erinnerung bleiben. Vielleicht werden Historiker später feststellen, dass die eigentlichen Protagonisten ganz andere waren: Ingenieure, die Produktionsprozesse neu dachten. Mittelständische Unternehmen, die den Mut hatten, ihre Organisation zu verändern. Lehrer, die junge Menschen auf eine Welt vorbereiteten, deren Berufe es heute noch gar nicht gibt. Oder Unternehmer, die erkannten, dass künstliche Intelligenz kein Ersatz für menschliches Denken ist, sondern dessen wirksamste Ergänzung. Die Geschichte der Industrialisierung lehrt eine einfache Erkenntnis. Wohlstand entsteht nicht durch Technologien allein. Er entsteht dort, wo Gesellschaften lernen, neue Technologien produktiv einzusetzen. Dampfmaschinen machten Länder nicht automatisch reich. Elektrizität schuf nicht von selbst wirtschaftlichen Erfolg. Das Internet garantierte keinem Unternehmen Marktführerschaft. Immer waren es Menschen, die den Unterschied machten.

Auch im Zeitalter der künstlichen Intelligenz wird sich daran nichts ändern. Maschinen können analysieren, berechnen und optimieren. Sie können Muster erkennen, Wissen verdichten und Handlungsmöglichkeiten aufzeigen. Doch sie entscheiden nicht darüber, welche Ziele eine Gesellschaft verfolgt, welche Werte sie verteidigt oder welche Zukunft sie gestalten möchte. Diese Verantwortung bleibt beim Menschen. Vielleicht liegt gerade darin die eigentliche Bedeutung der technologischen Singularität. Nicht darin, dass Maschinen intelligenter werden. Sondern darin, dass wir gezwungen sind, neu

darüber nachzudenken, was menschliche Intelligenz eigentlich ausmacht. Vielleicht wird man eines Tages auf die zwanziger Jahre des 21. Jahrhunderts zurückblicken und feststellen, dass hier tatsächlich eine neue Epoche begann. Vielleicht wird man aber auch erkennen, dass der eigentliche Wendepunkt nicht in einer Maschine lag, sondern in einer Erkenntnis.

Zum ersten Mal waren bestimmte kognitive Leistungen nicht länger ausschließlich an menschliche Arbeitszeit gebunden. Sie wurden zu einem Produktionsfaktor. Ob daraus eine bessere Welt entsteht, entscheidet jedoch keine künstliche Intelligenz. Es entscheidet der Mensch.

Redaktionelle Quellenbasis

- Stanislaw Ulam: „John von Neumann 1903–1957“, Bulletin of the American Mathematical Society, 1958.
- I. J. Good: „Speculations Concerning the First Ultrainelligent Machine“, Advances in Computers, Band 6, 1965.
- Vernor Vinge: „The Coming Technological Singularity“, VISION-21 Symposium, NASA, 1993.
- Ashish Vaswani et al.: „Attention Is All You Need“, arXiv:1706.03762, 12. Juni 2017.
- Sam Altman: „The Gentle Singularity“, 10. Juni 2025.
- Katja Grace et al.: „Thousands of AI Authors on the Future of AI“, 2024. Die Befragung von 2.778 Forschern dokumentiert große Unsicherheit; sie liefert keinen Termin der Singularität.
- McKinsey & Company: „The State of AI: Global Survey 2025“ sowie „Seizing the agentic AI advantage“, 2025.
- Boston Consulting Group: „Are You Generating Value from AI? The Widening Gap“, 2025.

Vor Veröffentlichung noch zu belegen

Die genaue Fundstelle des eingangs verwendeten Musk-Interviews und der Wortlaut seiner Aussage zur freiwilligen Arbeit müssen in der Endfassung ergänzt werden. Auch alle Zahlen zu Investitionen, Energieverbrauch, Arbeitsmarkt und dem Sicherheitsvorfall des Sommers 2026 benötigen unmittelbare Quellen am jeweiligen Absatz. Ohne diese Nachweise wirken richtige Argumente unnötig angreifbar.